

## Henry Wadsworth Longfellow.

Es giebt hochbegabte poetische Naturen, deren dichterische Empfänglichkeit im umgekehrten Verhältnis zu der Kraft des eigentlichen Schaffens steht, und die gerade durch ihre Aneignungsfähigkeit berufen zu sein scheinen, die Rolle der Vermittler zwischen der Poesie des Mutterlandes und der des Auslandes zu übernehmen, sich dem eignen Volke gewissermaßen entfremdend und bei den fremden Völkern heimisch werdend, so daß sie sich deswegen auch keinen tief im Volke wurzelnden Namen zu erringen vermögen, während sie den Völkern rings umher bekannt sind.

Dieser Klasse geistvoller Nachahmer ist auch Longfellow zuzuzählen, der uns hier beschäftigen wird. Man findet in seinen zahlreichen Werken keine Gestalt, die, „ein sichtbares Bild unsichtbaren Wesens“, originell genug sei, uns den Namen des Dichters so vergessen zu machen, wie man über den Namen eines Don Quichote den des Cervantes vergißt; man findet, mit wenigen Ausnahmen, keines unter seinen Werken, dem die Kritik nicht den Anspruch, ein Meisterwerk zu sein, streitig zu machen genöthigt sei, und doch ist Longfellow nicht bloß einer der größten unter den amerikanischen Dichtern, sondern er ist in der alten wie in der neuen Welt gleich bekannt und gleich beliebt.

Die folgenden Zeilen enthalten eine Zusammenstellung hier und da zerstreut umherliegender Notizen über ihn und schildern sein Leben und seine Schriften bis auf die jüngste Zeit hinab; vielleicht vermag sich auch die hier mitgetheilte Ansicht über seine ethnographischen Dichtungen, eine Benennung, die sich durch die Betrachtung seiner Werke rechtfertigen wird, Freunde zu erwerben. Es sind gerade diese letzteren Dichtungen sorgfältiger in's Auge gefaßt worden, da in den meisten Fällen hauptsächlich nur seiner lyrischen, hier nur flüchtig erwähnten Verdienste gedacht, und die Hauptseite seines Wesens so nicht in das gebührende Licht gestellt wird.

Obgleich er ein Leben geführt hat, das reich an der gesegnetsten Wirksamkeit war, obgleich er in unserm Vaterlande Vielen persönlich bekannt geworden ist, so fließen doch die Quellen, aus denen wir Näheres über seine Verhältnisse schöpfen könnten, überaus spärlich.

Am 27. Februar 1807 erblickte Henry Wadsworth Longfellow in Portland im Staate Maine das Licht der Welt. Er empfing seine Ausbildung in Bowdoincollege in Brunswick, das er in seinem vierzehnten Jahre bezog, und auf welchem er sich bereits durch sein Talent zum Sprachstudium vor seinen Mitschülern hervorthat. Bevor er sein neunzehntes Jahr erreicht, und während er noch Schüler war, hatte er einige Gedichte verfaßt, die in Zeitschriften lange ein vereinzelt Dasein führten, und von denen er später (1840) sieben seinen „Stimmen der Nacht“ unter dem anspruchsvollen Titel: „Frühere Gedichte“ einreichte. Man würde diesen Gedichten Unrecht thun, hielte man sie nach seiner selbstgewählten Bezeichnung vielleicht für unreife Jugendversuche. Schon in ihnen paart sich mit dem zarten Sinn für den Wohlklang eine glückliche Gabe, liebliche Naturbilder anziehend zu zeichnen; vor allen Dingen aber erfreut uns an ihnen das Maß der Stimmung, dem

man in solchen Erstlingen nicht zu begegnen gewohnt ist; sie tändeln nicht mit unerlebtem Schmerz, sie sind nicht überschwänglich, nicht voll Selbstüberhebung, sie sind mit einem Worte durch und durch gesund.

Die milde Aprilluft zieht ihn gen Abend in den schweigenden Wald, in dem der Schöfpling neues Frühlingsleben aus der feuchten, gelockerten Scholle trinkt, während der blaue See Mond und Sterne über sich, stattliche Bäume und graue Felsen um sich in dem stillen Wasser wieder spiegelt. Oder er zeichnet ein Herbstgemälde. Es ist ein linder Morgen. Ein sanfter Wind streift über das sich röthende Laub. Von dem amerikanischen Zauberstrauch tönt des Finken Gesang, aus der Tenne der Drescher gemessener Schlag. Oder er steht in der Frühe auf hohem Berggrücken, die Nebel unter ihm spielen um die waldigen Höhen. Da zerreißt der Schleier, und ein reiches Thal, von einem Fluß begrenzt, hinter dem Wälder den Horizont schließen, wird sichtbar. Vom Dorfe her läutet die Glocke zu ihm auf, drüben im Gebüsch schmettert das Horn; der Schuß fällt, und eine leichte Rauchwolke zieht langsam durch das Laub empor.

Eigenthümlich ist allen diesen Gedichten eine Art didaktischen Schlusses, dem man auch in späteren wiederholt begegnet, als sei Longfellow sich nie bewußt geworden, daß er ein Meister in der Schilderung solcher lieblicher Scenen sei, und als verlange er von sich Tieferes und Bedeutenderes. Daraus wird bei ihm fast ein Fehler. Er scheint der erregten Empfindung mit der nüchternen Frage: Was lerne ich nun hieraus? stets ihre Spitze abzubreaken.

Vielleicht hätte die Rechtswissenschaft, zu welcher er sich entschied, ihn den liebgewordenen Studien entfremdet. Ein guter Genius lenkte jedoch sein Schicksal auf die Bahn zurück, auf der er sich seine Lorbeeren erringen sollte. Es wurde ihm die Professur der modernen Sprachen am Bowdoincollege angetragen, und um sich für diese Stellung gründlicher vorzubereiten, beschloß er zuvor an Ort und Stelle durch eine Reise nach Europa seine Kenntnisse der europäischen Sprachen zu erweitern und zu vertiefen.

So kam er denn 1826, ein neunzehnjähriger Jüngling, nach unserm schönen, gebildeten Welttheile, zu dem es einen solchen Charakter ziehen mußte, wie es den Maler nach Florenz und nach Rom zieht. Die Jahre von 1826—35 können wir als seine Lehr- und Wanderjahre ansehen. Eingehende Studien der europäischen Sprachen und Litteraturen, der Helden- und Sagenpoesie des Mittelalters, die ersten amtlichen Pflichten, Schicksale, die das Herz hoch erheben und tief erschüttern, drängen sich in den Raum dieser Jahre zusammen. Sein inneres Leben in diesem Zeitraum und seine Schicksale finden wir später im Hyperion, einem Roman, dessen Held zum Theil er selbst ist, erzählt. Eine Empfindung zieht sich durch diese Jahre, schein und selten ausgesprochen, die feurige Sehnsucht nach künftiger Größe und nach einem berühmten Namen, daneben der sie zügelnde Zweifel an sich selbst, und die ernste, häufig in seinen Gedichten ausgesprochene Selbstermahnung auszuharren, der er an einer Stelle des Hyperion folgende Worte leiht: Die größte Lehre vielleicht, die wir aus Biographien von Schriftstellern ziehen, läßt sich mit wenigen Worten aussprechen: Gedulde dich. So sagt er in dem Gedichte, Ein Psalm des Lebens: Lerne arbeiten und warten, und in Evangeline heißt es:

Leiden und Schweigen ist groß, Ausharren und Dulden ist göttlich.

Von 1826—1829 bereiste er nach einander Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, wo er sich namentlich längere Zeit in Göttingen aufhielt, Holland und England. Im Jahre 1831, in dem er sich verheirathete, wurde er, als Ticknor, der berühmte Kenner und Darsteller der spanischen Litteratur, sein Amt niederlegte, an dessen Stelle als Professor der neueren Sprachen und Litteraturen an das Harvardcollege berufen. Ehe er dies Amt übernahm, trat er mit seiner Frau eine zweite Reise nach Europa an, auf welcher er Deutschland und die scandinavischen Länder besuchte. Seine Frau starb auf dieser Reise in Heidelberg 1835.

In demselben Jahre gab er sein erstes selbstständiges Werk *Outre-mer* heraus. Es enthält Skizzen, welche die Eindrücke schildern, die der Verfasser bei seiner ersten Reise nach Europa in

Frankreich, Spanien und Italien empfangen hat. Auf eine eingehende und umfassende Portraittirung der Sitten kommt es dabei dem allerdings sonst scharf beobachtenden Auge unseres Dichters nicht an; es scheint, als trügen ihn die Schwingen, die ihm ein gütiges Geschick gegeben, oft zu hoch empor, als daß er, wie andere Touristen, die realen Dinge auf der Erdoberfläche mit behaglicher Muße beschauen könnte. Lyrische Ergüsse halten ihn oft im Gange der Schilderung an; sein Hauptaugenmerk jedoch richtet sich in Frankreich und England auf die mittelalterliche Poesie, die er erörtert, und aus der er vielfach Bruchstücke in Uebersetzung mittheilt. Auch in diesem Werke schlägt er hin und wieder die Saite an, die er, wie oben erwähnt, in *Hyperion* und später in *Kavanagh* in der Schilderung des Schulmeisters so häufig berührt. Sein Herz ist voll, übervoll von der schmerzlichen, tiefen Sehnsucht nach der Unvergänglichkeit seines Namens. Also spricht er im Kolophon seiner Reiseindrücke: „Meine Pilgerschaft ist beendet. Ich bin nach Hause gekommen, auszuruhen, und der Vergangenheit gedenkend, habe ich diese Dinge verfaßt und sie in dies Buch geschrieben, wie sie mir in den Sinn kamen, zumeist wenn die Pflichten des Tages vorüber waren und die Welt um mich in stillem Schlafe lag. Die Feder, mit der ich am liebsten schreibe, ist aus der dunklen Schwinde der Nacht gerissen. Selbst in dem Augenblicke, wo ich diese Scheideworte hersehe, ist Mitternacht längst vorüber. Und wie ich so schreibe, drängt sich mir der trübe Gedanke auf: Wozu all dies Mühen? Wozu dieses mitternächtige Wachen? Bist du nach Ruhm lüftern? Eitler Träumer! Einige kurze Tage — und was wird die geschäftige Welt von dir wissen! Ach! dies Büchlein ist nur eine Wasserblase auf dem Flusse; mag sie auch einen Augenblick im Sonnenschein liegen, doch wird sie bald die schnell dahinschießende Strömung hinabschwimmen und nicht mehr gesehen werden.“

Im Jahre 1836 trat er seine Professur am berühmten Harvardcollege in Cambridge, drei Meilen von Boston, dem Athen der Vereinigten Staaten, an.

Im Jahre 1839 erschien sein *Hyperion*, ein Werk in Prosa, welches der Verfasser einen Roman nennt. Gläubt dem Schelm nicht. Er ist ein Poet. Ein amerikanischer, sein begabter Jüngling, Paul Fleming, reiset rheinaufwärts dem Alpenlande zu. Das ist der ganze Inhalt. Auf diese unscheinbare Schnur wird eine Reihe der buntesten, mannigfaltigsten Perlen gezogen, Landschaftsgemälde, Skizzen deutschen Treibens, Sagen, Anekdoten und Anekdotchen, Betrachtungen über Jean Paul, über Dichternatur, Gedichte, Notizen, Reminiscenzen aus früheren Studien. Diese Perlen sind von der zartesten Art. Fast keine gleitet uns unter den Fingern fort, daß sie uns nicht nöthige, sie lange gegen das Licht zu halten, sie zu kehren und zu wenden, um uns daran satt zu sehen. Sei es vergönnt, eine abzulösen:

„Die Zeit hat ein Doomsdaybuch, in dessen Blätter sie beständig berühmte Namen trägt. Aber so oft ein neuer da hinein geschrieben wird, verschwindet ein anderer. Nur wenige stehen da in leuchtenden, unverlöschlichen Schriftzügen. Diese Namen sind die des natürlichen hohen Adels, der Herrscher im Reiche des Gedankens. Die Nachwelt kann ihre Ansprüche nie in Frage stellen. Aber die, deren Ruhm nur in der unverständigen Meinung unweiser Leute lebt, werden bald so vergessen, als wären sie nie gewesen. Zu diesem großen Vergessen kommen ja die meisten Menschen. Es ist darum besser, daß sie sich bald an den Gedanken gewöhnen, wohl wissend, daß, wie ihre Leiber über ein Kleines in Staub zerfallen und über ihnen ihre Gräber stumm sein müssen, so müssen ihre Namen gleichfalls ganz und gar vergessen werden, und ihre liebsten Gedanken, Pläne und Meinungen dürfen nicht länger ein individuelles Dasein unter den Menschen haben, sondern sie müssen sich in das All des Gedankens auflösen und verflüchtigen. Wenn die Phantasie den edlen Staub der Helden verfolgen kann, bis wir ihn „ein Bierfaß stopfen“ finden und wenn wir wissen

„Der große Cäsar, tobt und Lehm geworden,  
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden,“

so kann sie nicht weniger die edlen Gedanken großer Männer verfolgen, bis sie sie in den allgemeinen Staub der Unterhaltung vermodernd findet, wie sie gebraucht werden, Leuten den Mund zu stopfen,

Theorien auszuflicken, Risse in den Systemen aufzuhalten. So ist es z. B. mit allen volksthümlichen Denkprüden und weisen Sprichwörtern, die sich jetzt in den allgemeinen Teig des Gedankens aufgelöst haben, während ihre Urheber vergessen sind und unter uns kein individuelles Dasein mehr haben.

Es ist darum besser, daß die Menschen sich früh an den Gedanken gewöhnen, vergessen zu werden und sich umschauen oder in sich schauen nach einem höhern Motiv bei dem, was sie thun, als es der Beifall der Menschen ist, in dem ja der Ruhm besteht, nämlich nach ihrer Pflicht, daß sie beständig und still bei der Arbeit seien, jeder in seiner Sphäre, sich um die Wirkungen nicht kümmernd, und den Ruhm für sich selbst sorgen lassen. Schwer muß das in der That bei unserer Unvollkommenheit sein. Doch der feste, unbeugsame Wille des Menschen kann viel vollbringen, zu Zeiten selbst diesen Sieg über sich selbst, bei der Ueberzeugung, daß der Ruhm nur kommt, wenn er verdient ist und dann unvermeidlich ist, wie das Geschick; denn er ist das Geschick.

Es ist ein alltägliches Sprichwort geworden, daß Männer von Genie immer ihrem Geschlechte voraus sind, was wahr ist. Etwas ist ebenso wahr, doch nicht so alltäglich, daß diese Männer von Genie, die Besten und Klügsten, nicht allein ihrem, sondern jedem Geschlechte voraus sind. Wie der deutsche Prosa-Poet sagt: Jede mögliche Zukunft ist hinter ihnen. Wir können nicht annehmen, daß je ein Zeitabschnitt kommen wird, wo die Welt oder ein beträchtlicher Theil derselben diese großen Geister so eingeholt haben wird, daß sie ganz verstanden würden.“

Allerdings hängen auch einige unedle Perlen auf der Schnur. So mag der verrückte Professor, der VI, 2. gezeichnet wird, mit seinem transcendentalen Blödsinn vielleicht die Amerikaner, unter denen dergleichen Ausartungen kaum vorkommen können, amüßirt haben; einen solchen wahnwitzigen Kauz jedoch gleichsam wie einen naturwüchsigen Vertreter deutscher Philosophie hinzustellen, ist geradezu eine Verlehrtheit. Ebenso unangenehm wird der Leser durch die kraße Darstellung eines deutschen Studentengelages wie durch die Schilderung eines Balles berührt, dessen tragischer Schluß so sehr an's Lächerliche streift, daß man das Ganze — für ein Faktum hält; nur ist es dem Dichter schwerlich erlaubt, jedwede unschöne Wirklichkeit abzukonterfehen.

Allerdings schließt das Buch mit einer Erzählung, die man einen Roman nennen könnte. Wir wissen nicht, bis zu welchem Grade uns die Annahme, Hyperion sei eine Selbstbiographie, berechtigt, die an dieser Stelle geschilderten Empfindungen als eigene Erlebnisse des Dichters zu bezeichnen; jedenfalls dürfen wir, ohne ihn, von dem uns ein Ocean trennt, durch unsanfte Berührung alter Wunden zu verletzen, aussprechen, daß Romane, wie der dort mitgetheilte, alltäglich in aller Herren Ländern passiren, ohne, zum Glück für die Litteratur, immer aufgezeichnet zu werden.

Gerade daraus, daß der Roman Hyperion kein Roman ist, stammen einige seiner schönsten Eigenschaften. Wenn ein Romanschreiber so und so viele Fäden um's Rad geschlungen, dann muß er oft überhastig zurückdrehen, damit er zu Ende komme. Hier treibt uns nichts. Der Zweck, den Leser zu vergnügen, ist so ganz und gar die Hauptsache, daß die Feder oft munter dahinsliegt, oft lange mit Behagen weilt. Das bunte Durcheinander erinnert dich an Tristram Shandy, wäre nicht der Inhalt so lauter und rein; auch wird nach des Verfassers Tode kein Dr. Ferrier kommen, uns zu sagen, woher jeglicher Gedanke entwendet sei.

Es muß übrigens in der gegebenen Schilderung der europäischen Sitte, der europäischen Denkweise, der europäischen Landschaft für den amerikanischen Leser ein von uns kaum hinlänglich zu würdigender Reiz des Fernen und Unbekannten liegen, und doch muß denselben, weil er keine Ahnung von den Quellen hat, aus denen der Verfasser schöpfte, so Vieles halb dunkel bleiben, daß es dem deutschen Leser vorkommt, als sei diese Studie nur für ihn geschrieben.

Der Styl ist anmuthig, nie gesucht, nie dunkel, zierlich gebaut, wie es Verse sind. Man wird kaum eine Stelle finden, wo dem Verfasser grammatisch etwas zu gute zu halten sei. Auch mit dem Wortschatz geht er sauber um, und selten erlaubt er sich mit einem Worte wie straddlebug über die conventionelle Ausdrucksweise hinauszugehen.

Der Titel Hyperion, den der Verfasser, ohne ihn zu erklären, dem Buche gegeben hat, ist offenbar dem gleichnamigen Werke Hölderlins weniger wohl um irgend einer Aehnlichkeit des sachlichen Inhalts willen entlehnt, als um die verwandte Stimmung auszudrücken, in der das Buch verfaßt ward. Des Hölderlin'schen Hyperion's Worte: „Keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnsucht sein, bei dem, daß sie so muthlos ist“, tönen wie ein klagendes Echo aus manchen Stellen des Longfellow'schen Buches wieder in derselben tiefen Sehnsucht nach innerem Frieden, in demselben Schmerz, einsam und von der umgebenden Welt nicht gewürdigt zu sein. Oder hatte irgend eine bestimmte Stelle jenes Hyperion die junge Dichterseele getroffen? Vielleicht diese? „Du gehest nach Italien, sagte Diotima, nach Deutschland, Frankreich — wie viel Jahre brauchst du? — drei — vier — ich denke, drei sind genug; du bist ja keiner von den Langsamsten, und suchest das Größte und das Schönste nur. — Und dann? — Du wirst Erzieher unseres Volks.“ Ferner kann, da Diotima stirbt, der ganze Roman als ein der Hingeshiedenen geweihter Nekrolog betrachtet werden; so mag Longfellow, dessen Gattin 1835 gestorben war, den Titel gewählt haben, um damit den Schmerz der Vereinsamung auszudrücken, in dem er seine zweite Reise nach Deutschland beschloß.

In Hyperion wie in Outre-mer liegen, wie im Reime, alle Vorzüge und Schwächen, die den späteren größeren Schriften Longfellow's, Evangeline und Hiawatha ausgenommen, zu eigen geblieben sind. Er ist ein reizender Tourist, ein tief fühlender, sich zart ausdrückender Poet, ein angenehm unterrichtender Gelehrter; aber alle die Eigenschaften, die aus dieser seiner dreifachen Natur ausstießen, laufen in und durch einander. Und da sich nun noch seine Gelehrsamkeit stets auf die nur einen engen Kreis gebildeter Leser interessirende Litteraturgeschichte eines fremden Volkes bezieht, so muß er, je bekannter er unter allen den Völkern geworden ist, die er in das Gebiet seiner Besprechungen zieht, bei seinem eigenen Volke selbst an Popularität nothwendigerweise einbüßen. Der Titel, den er seiner ersten Schrift gab, erinnert uns an den alten einsfältigen Spruch: Nomina sunt omina. Denn alle späteren Werke seiner Feder sind mehr oder weniger Outre-mer.

Im folgenden Jahre 1840 ließ er die erste Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel Stimmen der Nacht erscheinen. Der Titel ist anspruchsloser als er aussieht. Aus dem angehängten Envoi:

Ye voices, that arose

After the evening's close

ersieht man, daß er weiter nichts sagen will, als daß diese Gedichte in nächstlichen Stunden verfaßt seien. Der rauhe Sturm des Lebens hatte auch die Wogen seines ruhig dahin wallenden Lebensstromes gekräuselt, und diese später verfaßten Gedichte mit den ersten, zerstreut erschienenen vergleichend, möchten wir uns so gern einreden, daß der frische Jugendschmelz, die zauberische Unbefangenheit des Schaffens unverfehrt seien. Aber sie sind es nicht mehr. Die Reflexion, der er bereits in seinen ersten Versuchen willig eine Stelle einräumte, fängt an ihn ganz und gar zu beherrschen. Im prelude sagt er selbst, er habe einmal die alten Lieder anstimmen wollen; aber als er um Pfingsten in den Wald ging, haben ihm ferne Stimmen zugerufen:

Es kann nicht sein. Die Jugend flieht.

Andere Dinge begehren dein Lied.

Du bist nicht mehr ein Kind.

Und am Ende heißt es: Blicke in dein Herz und schreibe; schaue in des Lebens tiefen Strom; alle Formen der Sorge und der Freude, die schrecken oder sänsftigen können, seien hinwärts dein Thema.

Schon oben wurde angedeutet, daß Longfellow nicht erkannt habe, auf welchem Punkte der lyrischen Poesie seine Meisterschaft liege. Gewiß liegt sie nicht in der reflectirenden Poesie; dagegen ist er der glücklichste Maler lieblicher Naturgemälde, die denn auch in dieser Sammlung zu den gelungensten seiner Schöpfungen gehören. Am Ende dieser Gedichte kehrt er, wie es — man möchte:

leider! sagen — seine Gewohnheit nun einmal ist, in sich ein, und der durch die Erscheinung angeregte Gedanke wird didaktisch dem Liede angehängt. Er schildert in einem seiner schönsten Gedichte den „Regen im Sommer.“ Der Regen rasselt auf das Dach; er kämpft sich durch die dicht sprudelnde Gasse hinab. Schräg peitscht er vor den Scheiben vorbei, und hurtig zieht er auf der Straße in trüber Fluth die Rinne entlang. Knaben kommen aus der Schule, der erfrischende Regen macht sie noch lauter als sonst. Schnell werden Schiffchen gebaut, die dem Wellenspiele des eben entstandenen Stromes übergeben werden. Draußen auf dem Felde stehen die großhängigen Kinder unter ihrem Joche still in der aufgeschlängelten Furche und athmen mit gespreizten Nüstern den klee-duftigen Wind und den Geruch der feuchten Erdscholle ein, während der Pflüger sich unter den dichtbelaubten Baum geflüchtet hat und auf Wiesen und Kornfelder schauend, berechnet, wie weit dieser Regen ihren Ertrag vermehren möchte. Aber — es ist immer ein Aber dabei — der Dichter sieht mehr; er sieht die Tropfen tief in den Schoß der Erde dringen, die Quellen tränken und wieder zum Himmel emporsteigen. Er sieht, wie Geburt Tod, Tod Geburt wird. Er sieht das unermessliche Rad, das immerdar und immerdar in dem jähen, dahinbrausenden Strom der Zeit sich dreht, an immeasurable wheel, turning for evermore in the rapid and rushing river of time. Der angemessene kurze, hastige Vers macht aus dem Gedichte ein wahres Klanggemälde des niederprasselnden Regens. — Oder er schildert uns ein frohes Kind, auf des Vaters Anie sitzend und die Bilder auf dem Stein im altmodischen Kamin neugierig anguckend. Dann schüttelt es mit stolzem, gebieterischem Blick die Korallenklapper mit den silbernen Schellen. Nun muß es hinab — die Beinen zappeln — hinab in den Garten, die Äpfel besehen, mit seinem Wagen spielen. Es hat ausgetummelt und wird müde. Er mit dem Kinde setzt sich unter einen Baum, und bald schläft der Kleine sanft ein. Wir wären nun wieder, natürlich nicht mit dieser Inhaltsangabe, sondern mit dem Gedichte selbst ganz zufrieden; der Maler hatte uns in anmuthigen Farben ein liebliches, frisches Bild entworfen. Wir möchten uns vor die Leinwand setzen und uns in die Anschauung des Schönen verlieren. Aber diese realistische Malerei behagt dem Dichter nicht. Er läßt uns keine Ruhe. Wir müssen erst seine Frage beantworten: Was wird aus dem Kindlein werden? Ein Glücklicher? Ein Unglücklicher? Der Schlußgedanke ist trivial, das Gedicht selbst meisterhaft.

Wäge gleich hier erwähnt werden, daß eine jede der vier von ihm herausgegebenen Gedichtsammlungen ausgezeichnete Uebersetzungen aus fremden Sprachen enthält, deren Anzahl im Ganzen in den verschiedenen Sammlungen nahe an fünfzig reicht. Andere, hier nicht aufgenommene Uebersetzungen, finden sich zerstreut in Hyperion und Outre-mer. Er ist ein überaus glücklicher Dolmetscher, wenn der Stoff verwandte dichterische Neigungen in ihm trifft; dann klingt die Saite harmonisch nach. So hat er namentlich deutsche Balladen und deutsche Volkslieder trefflich nachgebildet. Aus deutschen Dichtern finden wir bei ihm übersetzt Gedichte von Uhland, Heine, Tiedge, Wilhelm Müller, Salis, Moser, Klopstock, Logau. Auch „Kennchen von Tharau ist's“ und „O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter“ lockten ihn durch die naive Tiefe des Inhalts zur Uebersetzung.

Außerdem finden wir Uebersetzungen aus dem Schwedischen, dem Dänischen (Kong Christian stod ved høien Mast), dem Französischen, dem Spanischen, dem Italienischen. Die getroffene Wahl ist hier nicht immer gleich glücklich; so sind wohl schwerlich die aus Dante abgerissenen Bruchstücke irgendwie im Stande, auch nur eine annähernde Vorstellung von Dante's Dichtungsweise zu geben.

Es bleibt nach Abzug der übersetzten Gedichte die karge Summe von ungefähr fünfzig aus seiner eigenen Feder übrig.

Eines Gedichts der eben besprochenen Sammlung muß noch besondere Erwähnung gethan werden, eines Gedichts, das Emile Montégut in einer Besprechung Longfellow's in der Revue des deux mondes, 1857, Juni, zu den vieren rechnet — die drei anderen sind Excelsior, Evangeline, Hiawatha — die des Dichters Ansprüche auf Unsterblichkeit begründen, und in dem der Ernst seiner sittlichen Richtung und die Lauterkeit seiner Lebensanschauung den vollkommensten Ausdruck finden.

Es ist in einer Anwandlung moralischer Entrüstung über eine bekannte Stelle geschrieben, in der das Leben ein leerer Traum genannt wird. Er antwortet darauf in seinem Gedichte „Ein Psalm des Lebens“: Das Leben ist wirklich, das Leben ist ernst, und das Grab ist nicht sein Ziel. Nicht von der Seele wird gesagt: Du bist Staub und sollst wieder zu Staub werden. Nicht zu genießen, nicht uns abzuhärten ist unsere Bestimmung, sondern das ist sie, zu handeln, so daß jeder nächste Morgen uns immer weiter fortgeschritten finde. Er schließt:

Let us, then, be up and doing  
With a heart for any fate;  
Still achieving, still pursuing,  
Learn to labour and to wait.

Die Festigkeit des Bekenntnisses, mit der er seine Lebensregeln hier aufstellt, schaffen dem Gedanken einen kurzen, knappen Ausdruck, so daß wohl keines seiner Gedichte sentenzenreicher ist.

Zwei Jahre später, 1842, gab er „Balladen und andere Gedichte“ heraus und die (acht) Gedichte über die Sklaverei. Das unter den Balladen enthaltene Gedicht „Excelsior“ ist eins der bekanntesten und berühmtesten Longfellow's, das sich denn auch in allen Chrestomathien, die sich auf amerikanische Litteratur einlassen, abgedruckt findet. Das kommt nun wohl namentlich daher, daß es in Nordamerika selbst einen großen Widerhall fand, ein Umstand, der uns an und für sich in der Beurtheilung desselben behutsam machen sollte. Es ist gerade dieses Gedicht bei aller Tiefe der in ihm liegenden Symbolik, die in balladenhafter Gestalt die Unerlöschlichkeit eines durch alle Hindernisse nach einem hohen Ideale ringenden Strebens darstellt, durch mangelhaftes Auseinanderhalten des Faktischen und des Allegorischen am allerwenigsten geeignet, als ein Muster hingestellt zu werden. — Ein Jüngling, der in der Hand ein Banner mit der Devise Excelsior trägt, durchschreitet in der Dämmerung ein Alpen Dorf. Umsonst lockt ihn das helle, warme Feuer der Wohnhäuser zur Rast und Einkehr. Es zieht ihn empor zu den Gletschern, und der Versuchung ruft er sein Excelsior entgegen. Ein Greis tritt warnend zu ihm; der Paß sei gefährlich; ein Unwetter nahe. Excelsior ruft er, muthig weiter klimmend. Excelsior ruft er dem um ihn besorgten Mädchen entgegen und schreitet weiter. In der Frühe des kommenden Morgens hören die Mönche im Hospiz aus der Ferne dies Excelsior schallen. Mit Hilfe der treuen Hunde finden sie den kühnen Reisenden im Schnee begraben. Excelsior tönt es aus der Höhe hinab. — Das Gedicht ist in Form und Tendenz so außerordentlich schön, daß die Feder stockt, als wolle sie die Ungereimtheit desselben nicht belächeln helfen. Und doch ist die Kritik boshaft genug, zu fragen, warum sich der leichtsinnige junge Mann, wenn er sich einmal eine nächtliche Wanderung in den Kopf gesetzt hatte, keinen Führer nahm? Und abermals, ob es eine Heldenthat ist, zum Sanct Bernhard hinaufzuklettern? Gesezt, er wäre oben angekommen wie Hunderte von Reisenden im Jahre, darunter schwächliche Damen und ältliche Herren, wie seltsam hätte er sich bei dem Thee, den ihm die gastlichen Mönche eingeschenkt haben würden, mit seinem Banner ausgenommen! Das Gedicht wäre vollendet, wenn nicht dieses faktische Hospiz auf dem Sanct Bernhard uns wider Willen an das alte Wort erinnerte, daß ein einziger Schritt aus dem Erhabenen in's Lächerliche führt.

Für die Ballade räumt er übrigens selbst ein, „eine Passion“ zu haben. Eine seiner schönsten ist the skeleton in armour.

Bei dem Adel seines Wesens versteht es sich wie von selbst, daß er in den obenerwähnten trefflichen Gedichten über die Sklaverei als ein mit der glühendsten Begeisterung für die Sache der Emanzipation fechtender Kämpfer auftritt. Hätte er sonst nichts geschrieben, er würde sich schon damit den Dichterkranz und die Bürgerkrone errungen haben. Wird der Sünden je einen solchen Kämpfer mit solchen Waffen zur Vertheidigung seiner schmutzigen Sache dem Norden entgegen senden können?

Im Jahre 1843 machte er seine dritte und letzte Reise nach Europa. — In demselben Jahre erschien sein Schauspiel: der spanische Student, dreiaktig, wie ein spanisches Stück sein muß, dessen

Sujet einer Novelle des Cervantes, la gitanilla, entlehnt ist. Auch dies Drama möchten wir eine ethnographische Studie nennen, wie Hyperion eine ist. Handelte es sich in dem letzteren Werke um die Skizzirung deutschen Treibens, so wird in dem „spanischen Studenten“ Spanien in hundert feinen Zügen, sprichwörtlichen Redensarten, Anspielungen auf heimische Sitten und Gebräuche gezeichnet, so daß derjenige Theil von Outre-mer, der über Spanien handelt, den besten Kommentar zu dem Stücke liefert. Der Inhalt des Stückes selbst ist geradezu als Nebensache anzusehen, als ein schöner Rahmen, um darin eine spanische Landschaft zu zeichnen. Betrachtet man das Drama nicht von dieser Seite, so mag man berechtigt sein, es, wie ein Kritiker thut, „ein mächtiges Produkt, romantisch-lyrisch, moralisch, sentimental“ zu nennen. Hält man es jedoch mit Hyperion und der goldenen Legende zusammen, die eben solche Sittengemälde sind, so sieht man, wie wenig man mit einer solchen Kritik den Absichten des Dichters gerecht wird. — Das Sujet des Stückes ist bekannt. Ein spanischer Student liebt Preciosa, ein als Zigeunerin umherziehendes Mädchen. Eifersucht und Verdacht trennt die Liebenden. Als das Mißverständnis sich auflärt, und sie wieder den alten Bund erneuern, findet es sich, daß Preciosa die Tochter eines Granden ist. — Da die Schilderung spanischer Eigenthümlichkeit der Hauptzweck Longfellow's ist, so ist es gleich überflüssig, das Verhältniß dieses Drama's zu der trefflichen Novelle, nach der es bearbeitet ist, zu erläutern wie seine Stellung zu folgenden drei andern sehr bekannten und aus derselben Quelle geschöpften Dramen zu untersuchen, the Spanish Gipsy von Middleton und Rowley, Zeitgenossen Shakespeare's, la Gitanilla de Madrid von dem spanischen Geschichtschreiber Antonio de Solis, einem Zeitgenossen Calderon's und P. A. Wolff's Preciosa.

Im Jahre 1845 gab er ein umfangreiches, achthundert Seiten groß Octav starkes Werk, the Poets and Poetry of Europe, heraus, ein in Deutschland nur dem Titel nach bekanntes und selbst in England im Buchhandel nicht vorrätziges Buch. Durch die Güte eines Newyorker Freundes in den Besitz dieses Werkes gesetzt, bin ich im Stande, hier Einiges über dasselbe zu sagen. Es ist eine fleißige Sammlerarbeit, in der Longfellow die in vielen Werken zerstreut umherliegenden englischen Uebersetzungen von Gedichten der germanischen und romanischen Sprachen zusammengestellt, und die Gedichte einer jeden Sprache mit einer sehr kurz gefaßten litterarischen Uebersicht und biographischen Skizzen eingeleitet und begleitet hat. Leider werden die Erwartungen dessen, der aus diesem Werke Aufschluß über Longfellow's Lehrthätigkeit in Cambridge schöpfen oder seine Gesamtanschauung über das Wesen und den Entwicklungsgang der Dichtkunst bei den verschiedenen Völkern entnehmen möchte, gänzlich getäuscht; denn auch der didaktisch-prosaische Theil des Werkes beschränkt sich größtentheils auf Uebersetzungen aus Kritikern und Litterarhistorikern des entsprechenden Volks. Uns möchte es namentlich interessiren, daß Deutschland in diesem Werke mit zweihundert Seiten bedacht ist, die Uebersetzungen aus allen Perioden unserer Litteraturgeschichte, vom Ludwigsliede an bis zu den modernen Dichtern, geben. Unter letzteren begegnen uns einige wenig bekannte Namen. Wer hat von Benedikt Dalei gehört? Dagegen fehlen andere, so Emanuel Geibel. Von Göthe finden wir Bruchstücke aus Faust, Trost in Thränen, Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt, An den Mond, Gesang der Geister über dem Wasser, Prometheus, und von Schiller die Glocke, — Longfellow nahm offenbar zu seiner „Erbauung des Schiffes“ Grundlage und Form von diesem Gedichte — die Radowessische Todtenklage\*), die Theilung der Erde, den Handschuh. — Wir

\*) Dies Gedicht Schiller's ist in mehreren Uebersetzungen in Nordamerika sehr bekannt. — Hart am obern Mississippi in Minnesota liegt am Fuße einer steilen, auf der Oberfläche mit indianischen Grabhügeln besetzten Felsenwand der Eingang zu der Höhle, die die Sioux Höhle des großen Geistes nannten. Der Mississippiforscher Carver erzählt, daß die Sioux oder Radowesser gewohnt gewesen wären, in der Nähe eine jährliche Zusammenkunft zu halten. Einer solchen und einer zugleich stattfindenden Beerdigung beiwohnend, hörte er eine später von ihm veröffentlichte indianische Grabrede. Die Lektüre der letzteren veranlaßte unsern Schiller zu seinem Gedichte.



wundern uns, daß er nicht mit vollerer Hand aus Bulwer's meisterhafter Uebersetzung der Gedichte und Balladen Schiller's geschöpft hat. — Man sieht, daß dies Werk, in dem man Vielerlei und vieles Interessante findet, schon wegen der von selbst verständlichen Zufälligkeit des gesammelten Inhalts keinen wirklich wissenschaftlichen Werth hat.

Nachdem er 1846 eine kleine Gedichtsammlung, the Belfrey of Bruges and other Poems, hatte drucken lassen, erschien 1847 Evangeline, eine epische Erzählung in Hexametern, das in Deutschland bekannteste seiner Werke. Evangeline und Hiawatha sind unter seinen Werken diejenigen, die, wenn sie auch weniger ergreifend sind als andere, erstens durch die Harmonie der Form und des Inhalts zu in sich abgeschlossenen und abgerundeten Ganzen werden, während die Form der bisher besprochenen größeren Schriften wie ein nachlässig ungeworfenes, wenn auch feines Gewand um den Inhalt liegt, das beliebig von diesem weggenommen und mit einem andern vertauscht werden könnte; andererseits sind sie ächt amerikanische, d. h. dem Inhalte nach aus Nordamerika genommene und so recht eigentlich nationale Dichtungen.

Die Form des Hexameters ist auch an diesem Gedichte getadelt und der Tadel mit der Bemerkung unterstützt worden, daß bisher alle Versuche, englische Hexameter zu machen, als gescheitert zu betrachten seien. Dies kann kaum im Wesen der englischen Sprache liegen, die ihrer Natur nach eben so gut wie die deutsche mit Umgehung der überhaupt in modernen Sprachen für dichterische Zwecke nicht mehr angestellten Unterscheidung der Länge von der Kürze im Stande ist, durch den Gegensatz von betonter und unbetonter Sylbe jenes wohlklingende Surrogat für den antiken Hexameter zu schaffen, in dem deutsche Dichter auch der Form nach ausgezeichnete Gesänge verfaßt haben.

Die Fabel des Gedichts ist folgende: Die Bewohner von Akadien, französischer Abkunft, erschienen den Engländern durch ihre Anhänglichkeit an die frühere Herrschaft als gefährliche und unzuverlässige Unterthanen. Ihre Dörfer wurden angezündet, sie selbst mit rücksichtsloser Grausamkeit in die Verbannung geschleppt; dabei wurden Angehörige und Verwandte oft auf immer getrennt. So wurde Evangeline Bellefontaine, die züchtige, liebevolle Tochter eines bejahrten und vermögenden Landmannes, von ihrem Geliebten, Gabriel Lajeunesse, eines Grobschmieds Sohn, gerissen. Das idyllische Bild des glücklichen Dörfchens, in dem Evangeline lebt, ihre Verlobung und die zu diesem heitern Anfang in scharfen Contrast tretenden, herzzerreißenden Scenen der Einschiffung der Akadier durch die Engländer machen den ersten Theil des Epos aus, während uns im zweiten erzählt wird, wie Evangeline unter unjünglichen Mühseligkeiten die Spur ihres Geliebten verfolgt, wieder verliert, weiter verfolgt, bis sie ihn endlich zu Philadelphia im Krankenhause auf dem Sterbebette wiederfindet.\*)

Die Kritik hat an diesem Epos Vieles auszufegen gefunden, unter andern die Charakterzeichnung. Es soll damit wohl gemeint sein, daß der Dichter seinen Personen zu wenig Worte in den Mund legt; trotzdem scheidet er die Charaktere in den wenigen Aeußerungen, die gethan werden, hinlänglich scharf. — Es hat ferner Jemand behauptet, Evangeline selbst vermöge kein Interesse einzusüßen, da sie von Anfang bis zu Ende einem blinden Verhängniß unterworfen sei, ihre Leiden schuldlos trage und in Folge einer schrecklichen Katastrophe zu Grunde gehe. Dagegen könnte man anführen, daß aus Longfellow's Lebensanschauung heraus man in diesem Verhängniß wohl nichts

\*) Sollte diese Erkennungs-scene nicht aus dem Provenzalischen entlehnt sein? Der Troubadour Jaufre Rubel, Prinz von Blaya, hatte heimkehrende Pilger die Tugend der Gräfin von Tripolis also preisen hören, daß er sich in sie verliebte, das Kreuz nahm und zur See ging, um sie zu sehen. Unterwegs wurde er tödtlich krank, und in Tripolis brachte man ihn bewusstlos vom Schiffe in ein Gasthaus. Man ließ es die Gräfin wissen, und sie eilte zu dem todtkranken Dichter. „Und er wußte, daß es die Gräfin war und bekam Gesicht, Gehör und Geruch wieder, und lobte Gott und dankte ihm, daß er ihm das Leben erhalten hatte, bis er sie gesehen. Und so starb er in den Armen der Gräfin.“

anderes als eine Fügung und Führung sehen dürfte, daß das Joch der Leiden als ein der Heldin süßes und leichtes dargestellt wird, daß endlich die Furchtbarkeit der Katastrophe sich in den Schlusßworten des Gedichts beschwichtigt und verklärt:

„Alles nun endete, Furcht, Angst, aufrecht haltende Hoffnung,  
Alle das Herzleid, all die bislang unbefriedigte Sehnsucht,  
All der verzehrende Gram, die Beängstigung alle des Harrens!  
Als sie sein leblos Haupt dann noch einmal preßt' an den Busen,  
Neigt' ihr eignes sie sanft und murmelte: Vater, Dir dank' ich!“

Einen Andern berührt es unangenehm, daß Evangeline gegenüber dem von der Außenwelt versagten Glück nicht innere Ruhe zu finden vermag. Und doch zieht gerade dies in ihr an, daß sie über die beschränkte Sphäre züchtiger Weiblichkeit nicht hinaus vermag und ihre ganze Lebensaufgabe in der Erfüllung eines gelobten Wortes sieht, während der innere Friede, der aus dem Vertrauen, in höherer Hand zu stehen, quillt, als ihr nie verloren gegangen erscheint.

Der duftige Hauch der Frische und Lieblichkeit, der über dem ganzen Gedichte ruht, der Reiz der landschaftlichen Gemälde, die sittliche Reinheit des Gedankens, die leicht dahinfließende Sprache erklären die weite Verbreitung dieses Werkes, das am Mississippi wie am Rhein gelesen wird. Es ist erfreulich, zu eigener Anschauung den des Englischen nicht mächtigen Leser auf gute deutsche Uebersetzungen von Evangeline hinweisen zu können. Ich empfehle namentlich die kleine, höchst zierliche und billige, mit einem Portrait Longfellow's versehene Uebersetzung von P. B. Belte, Pastor in Fredeburg.

Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß Longfellow seine erste Anregung zu diesem Gedichte aus Göthe's Hermann und Dorothea gewonnen hat.

Nebenbei mag gleich hier erwähnt werden, daß Wiederholungen nicht selten in Longfellow sind. Beispielsweise kommt der spanische Student mit dem hölzernen Köffel im Hut in Outre-mer und dem spanischen Studenten vor, und wie in Evangeline bei der Maisernte die Mädchen schälen und sich necken, wenn eine unter ihnen eine blutrothe Aehre findet, und wie sie eine sehr gekrümmte Dieb zu nennen pflegen, so wird auch in Hiawatha dasselbe geschildert. Solche in unserem Autor häufige Wiederholungen beziehen sich immer auf einen ethnographischen, sich in einem Spruch, einem abergläubischen Brauch und so fort ausprechenden Zug; denn solche Züge scheinen sich ihm tief einzuprägen und ihm ein lieber Schatz zu werden, den er gern dem Neugierigen zeigt.

Im Jahre 1849 ließ er wohl die beste seiner prosaischen Arbeiten, „Kavanagh“, eine Erzählung, deren Schauplatz irgend ein Punkt Neuenglands ist, erscheinen. Kavanagh ist ein protestantischer Prediger in dem Dorfe Fairmeadow, der ein Mädchen dieses Dorfes heirathet, mit ihr eine Hochzeitsreise nach der Levante macht und dann wieder zurückkehrt. Es ist ein unbedeutendes Leben und macht auch des Buches unwesentlichsten Bestandtheil aus. Es ist als wollte uns der Verfasser absichtlich mit seinen Titeln über den wirklichen Inhalt seiner Schriften täuschen. Die eigentliche Benennung wäre wohl „der Schulmeister“ oder „Mr. Churhill.“ Dieser ist der eigentliche Held der Erzählung, ein Dorfschulmeister, Haupt einer liebenswürdigen, einfachen Familie, ein gelehrter, poetischer Pedant, dessen Ehrgeiz dahin feuert, einst einen Roman zu schreiben, der seinem Namen die Flügelthüren der Unsterblichkeit eröffnen soll, der aber einerseits zu sehr von den Lasten seines Amtes zur Erde gebengt wird, um zur Ausführung seines großen Werkes zu schreiten, und der andererseits seine Blicke immer zu hoch in den Regionen der Phantasie schweifen läßt, als daß er die in nächster Nähe vor seinen Augen und Füßen liegenden ausbeutbaren Stoffe, die im eigenen Dörfchen vorgehenden tragischen Geschichten stiller Dulder ausspüren und herausfinden sollte. Mr. Churhill ist ein idyllischer Hamlet, der sein Leben hindurch Großes möchte und sich in heroischen Plänen verzehrt; es bleibt jedoch immer bei dem Vorsatz, seine Feder als Sprungstange zu benutzen, um sich mit ihr über die Schwelle des Tempels der Gloria zu schwingen. Der

Wille wird nie That, und daß dies die eigentliche Moral der allerliebsten und munter geschriebenen Erzählung ist, deutet der Verfasser hinlänglich durch das dem großen Dichter entlehnte Motto an:

The slighty purpose never is o'ertook, unless the deed go with it.

Im Jahre 1850 gab Longfellow „The Seaside and the Fireside“, zwei Gedichtsammlungen, heraus; 1851 erschien die „goldene Legende“, eine dramatisirte Sage folgenden Inhalts: Graf Heinrich von Hoheneck, von einer unheilbaren Krankheit zerrüttet, wird vom Teufel zu dem Wahne verlockt, nur das für ihn freiwillig dahin gegebene Blut einer Jungfrau vermöge ihn zu retten. Elsie, die Tochter eines seiner Pächter, entschließt sich zu einer so kühnen Selbstopferung, zu deren Vollstreckung der Graf mit ihr nach Salerno reiset, schon unterwegs von reuiger Selbstanklage über seine Bereitwilligkeit, das ihm mit Hingabe dargebotene Lebensblut anzunehmen, gepeinigt. Als er in Salerno anlangt, wird ihm die Verruchtheit seines Beginns immer deutlicher. Er selbst rettet Elsie in dem Augenblick, wo die blutige That verübt werden soll, macht sie zu seinem Weibe und kehrt mit ihr in die Heimath zurück. — Man mag den der Sage vom armen Heinrich entlehnten Inhalt ziemlich unpassend finden für ein so lang gesponnenes dramatisches Gemälde, wie es die goldene Legende ist, man mag sehr wenig mit dem Grafen zufrieden sein, der viel spricht, ohne daß sich sein Charakter in scharfen Umrissen festhalten läßt, man mag denselben Mangel an Schärfe in den andern Charakterzeichnungen vermessen, trotzdem liegt eine zauberische Lieblichkeit über allen diesen losen Scenen. Man fühlt es bei der Lektüre so recht durch und durch, mit welcher Lust und Liebe der Dichter diese Verse niedergeschrieben hat. Er ist hier wiederum in seinem Elemente, in der von ihm geschaffenen Gattung, der ethnographischen Dichtung. Denn auch hier ist die Sage ein bloßer Vorwand. Der Dichter griff nach irgend einem Stoffe aus der mittelalterlichen Zeit, um seine Studie zu zeichnen, um in derselben ein anschauliches, lebensfrisches Bild des Treibens des deutschen Mittelalters zu liefern. Spalding vergaß, dies Werk mit den andern ethnographischen Gemälden des Verfassers zusammenzustellen, als er ihm (Seite 465 der Uebersetzung) in demselben mit einseitiger Negation „ein unausrottbare Vorwalten des fremdländischen Geschmacks und eine unheilbare Unfähigkeit für die Conception eines großen Plans“ vorwarf, ein Urtheil, das allerdings die Wahrheit, aber nur die halbe Wahrheit sagt. Es ist überhaupt die Kritik Longfellow's einer der schwächsten Punkte des sonst so vortrefflichen Spalding'schen Buchs. Wie kann er dem „eine durchgängige Nachahmung von Göthe in Form und Geist“ ankritischen, der bald Göthe, bald Cervantes, bald Schiller, bald Molière, bald die Kalevala, bald Uhland nachahmt? Kaum vermag ein amerikanischer Leser diese Schilderung einer geschwundenen Zeit mit demselben Entzücken zu betrachten, als der deutsche Leser, der deutsche Poesie, deutsche Sage, deutsche Landschaft, deutsche Sitte, deutsche Unsitte hier mit so markigem Pinsel gezeichnet sieht.

Das Drama ist in ungemein lieblich klingenden Versen geschrieben, deren Rhythmus mit dem Charakter der Scenen häufig wechselt. Namentlich ist eines Intermezzo's, bestehend in einem miracle-play, Christi Geburt, einer Nachahmung jener alten kirchlich-theatralischen Festspiele, als einer meisterhaften Nachbildung zu erwähnen.

Von Longfellow gilt übrigens das von Molière erfundene: *Je prends mon bien où je le trouve* nicht nur mit Bezug auf die ganze Anlage vieler seiner Werke, sondern auch mit Bezug auf zahlreiche Einzelheiten. Die erste Scene der goldenen Legende erinnert lebhaft an die Scene im Faust, in der ihm der Teufel erscheint, und auf eine der letzten Scenen, in welcher sich zwei Doktoren über des Kaisers Bart streiten und einander in die Haare gerathen, hat jener unsterbliche Panrace Molière's einen unverkennbaren Einfluß geübt. Wie Göthe, nennt er irgendwo das Leben die süße Gewohnheit des Daseins; an einer andern Stelle modificirt er ein Gleichniß Jean Paul's, der den Mond einen goldenen Thautropfen an der blauen Glockenblume des Himmels nennt; auch der Ausspruch, „Göthe's Iphigenie sei schön wie eine Marmorstatue, aber auch so kalt,“ ist deutschen Ursprungs. Diese leicht zu vermehrenden Beispiele seien hier mitgetheilt, nicht

um unsern Schriftsteller des Plagiats zu beschuldigen, sondern um nicht den Vorwurf hinnehmen zu müssen, diese seine Eigenthümlichkeit übersehen zu haben.

Das Hiawathalied, welches 1855 erschien, in Trochäen geschrieben, ist das letzte seiner Werke. Freiligrath hat es eine indianische Kalevala genannt, und da es kurz nach Anton Schiefner's Bearbeitung jenes finnischen Epos erschien, so möchte selbst das von dem letzteren angewendete Versmaß auf die Form des Longfellow'schen Gedichtes Einfluß ausgeübt haben.

Unter den nordamerikanischen Indianerstämmen herrscht die Sage von einem Uebergang aus einem früheren Zustand der Barbarei und Noth in einen gesitteteren und gesegneteren, von einem Wesen wunderbarer Art, das die Gottheit ihnen in früher Zeit gesendet habe, um Frieden zwischen ihren sich befehdenden Stämmen zu schließen, um ihre Wälder, Flüsse und Fischereien von Ungeheuern zu säubern, um sie im Maisbau, in der Verfertigung des Canoes, in der Anwendung der Bilderschrift zu unterweisen. Der Name dieses Wesens bei den Djibways am Südrande des Oberen See's zwischen den „gemalten Felsen“ und dem „großen Sande“, wohin der Dichter die Scene gelegt hat, ist Hiawatha (Prophet, Lehrer); bei anderen Stämmen ist der Name ein anderer, Chiabo, Manabogho, Tarnyawagon. Diese Sage, in welche der Verfasser noch andere indianische Legenden verwebt hat, bildet den Inhalt des aus zweiundzwanzig Gesängen bestehenden Hiawathaliedes, das in vierfüßigen ungeraimten Trochäen geschrieben, mit seinen in der hergebrachten Weise des Epos häufig wiederkehrenden Gleichzeilen „with their frequent repetitions“ in einer anspruchsvollen, einfachen Diction eine Form annimmt, die mit dem kindlichen und tiefen Inhalt im schönsten Einklang steht.

Wie sich Longfellow bei seinen vorbereitenden Studien mit warmer Vorliebe der mittelalterlichen Sagenpoesie der europäischen Völker zugewendet hatte, so mußten ihn auch noch die noch nicht zu einem litterarischen Gemeingut gewordenen Legendenschätze seiner indianischen Nachbarn anziehen. Wenn auch sein Gedicht nicht auf eigenen Forschungen beruht, sondern seinen Inhalt den zahlreichen Werken Schoolcraft's über die Indianer (Algie researches, History, Condition and Prospects of the Indian Tribes of the United States), aus Catlin und anderen Schriftstellern entlehnt hat, so hat doch Longfellow sich mit diesem Gedichte, ganz abgesehen von seiner einfachen Lieblichkeit, das hohe Verdienst erworben, weitere Kreise mit einer Sage und mit Traditionen vertraut gemacht zu haben, aus deren bis dahin für die große Menge ziemlich unzugänglichen Quellen nur wenige Gelehrte eines wenig bebauten Faches geschöpft hatten. Wie er es verstanden hat, sich jenseits des Oceans in Deutschland einen heimischen Namen zu verschaffen, so wird er sich mit diesem Gedichte unter den rothen Männern den Ehrennamen eines „Jossaleed“ errungen haben, den vielleicht noch späte Traditionen feiern werden. — Es mag nicht in den alten Traditionen gesagt sein, es ist sogar sehr unwahrscheinlich, daß in ihnen gesagt sei, Hiawatha sei erst dann hinabgezogen „nach den Inseln der Seligen, dem Königreiche Ponemah, dem Lande der Zukunft,“ nachdem er mit „dem schwarz-röthigen Häuptling, dem Propheten, dem Priester des Gebetes, dem blaffen Gesichte“ eine Zusammenkunft gehabt hatte, in der er die Botschaft von Christo hörte, die er danach seinem Stamme warm an's Herz gelegt habe. Nichtsdestoweniger erzählt Longfellow so, und durch diesen Zug trägt sein Gedicht, das nicht verfehlen kann, auf die leicht empfängliche Phantasie der Indianer einen tiefen Eindruck zu machen, das Gepräge einer der kühnsten und lautersten Missionsthäten. — Hinsichtlich der landschaftlichen Gemälde dieses Gedichtes äußert sich Emile Montégut in der schon oben erwähnten Kritik kurz und treffend: Elles charment plus qu'elles n'étonnent. Ist man nicht versucht, diese Antithese auf den Dichter selbst anzuwenden? Gilt nicht auch von ihm: Il charme plus qu'il n'étonne?

Der Beifall, den das Gedicht in Amerika fand, war ungeheuer. Allmonatlich wurden in Boston selbst fünf Auflagen vergriffen, und gewiß ist daselbst längst die fünfzigste Ausgabe veranstaltet. Vener Hof um den Mond, der die meisten volksthümlichen Dichtungen mit seinem trüben, wirren Widersglanze umgiebt, die Parodie, blieb nicht aus. Rhetorische Vorträge des Gedichtes

fanden in allen Staaten statt. Ein schöner Dreimaster, der in Boston von Stapel ging, wurde mit dem Namen der in dem Gedichte eine bedeutende Rolle spielenden Minnehaha getauft. Endlich stellte Schoolcraft in einem Buche: „The myth of Hiawatha“ die in seinen verschiedenen Werken zerstreuten Hiawathasagen zusammen und widmete dies Werk seinem geistvollen Nachbildner. Leider war es nicht möglich, irgendwo darüber eine Andeutung zu finden, wie die Indianer selbst Longfellow's Werk aufgenommen haben.

Man hat Longfellow auch als anonymen Schriftsteller wiederfinden wollen. Putnam's „Monthly“ enthielt im Novemberhefte von 1856 einen seitdem sehr bekannt gewordenen, auch im Diezmann'schen Album abgedruckten Artikel eines Amerikaners über Weimar im Jahre 1825. In diesem Artikel glaubte der Berichterstatter des Magazins für ausländische Litteratur die Feder Longfellow's und seine hohe Verehrung für deutsche Litteratur wiederzuerkennen. Allerdings lähmt er seine eigene Annahme durch zwei Bedenken, erstens, daß der Verfasser des genannten Artikels von sich selbst sagt, er sei bei Washington geboren, zweitens, daß er bereits 1824 nach Göttingen kam, wohin Longfellow erst viel später gelangte. Erheblichere Bedenken sind wohl noch diese, daß, so weit bekannt ist, Longfellow nie als anonymen Schriftsteller aufgetreten ist, daß die Bewunderung Göthe's, wie sie sich in Putnam's Monthly äußert, im wesentlichen Gegensatz zu dem keineswegs so günstigen Urtheil Longfellow's über Göthe steht, wie es sich wenigstens im Hyperion ausspricht, daß endlich der beregte Artikel sich doch zu sehr mit der Oberfläche der Dinge beschäftigt, im Widerspruch zu der Art, in der unser Dichter sich über deutsche Litteratur auszusprechen pflegt.

Der Dichter hat 1854 seine Professur in Cambridge niedergelegt, die er also achtzehn Jahre lang bekleidet hat, und lebt jetzt, zum zweiten Male, wann und mit wem? wissen wir nicht, verheirathet, im Besitze eines großen Vermögens, in Cragil-House bei Boston, einem der interessantesten Häuser der Vereinigten Staaten, in dem Washington seit 1775 wohnte. In dieser großen, mit auf hölzernen Säulen ruhenden Veranda geschmückten Villa, vor welcher sich ein stattlicher Garten befindet, fand ihn ein Besucher, der folgendes Bild von ihm entwirft: „Er ist weder schwächlich noch ein blasser Mann mit langem schwarzen Haar; er sieht nicht schwermüthig aus und lebt auch nicht in liebessüßlicher Armuth. Er ist vielmehr von mittlerer Größe und eher stark als hager, hat ein hübsches gutmüthiges Gesicht mit rothen Wangen und freundlichen blauen Augen. Er wohnt in einem mit allem Luxus ausgestatteten großen Hause, besitzt ein großes Vermögen und ist Vater von sechs Kindern, vor Allem aber ein Gentleman. Sein Arbeitszimmer ist in altväterischer Weise mit Holz getäfelte, und in Nischenvertiefungen an den Wänden stehen große Bücherschätze. Auch kann man in seinem Hause sehen, daß die Kinder in Amerika nicht alle frühreife kleine Herren und Damen sind. Als ich bei ihm war, stürmte ein blühender Knabe herein, sprang ohne Weiteres dem Vater auf die Knie, als sei da sein gewöhnlicher Platz, schlang die Arme ihm um den Hals und bat ihn, aus einer Kuthe, die er mitgebracht, ihm eine Pfeife zu machen. Longfellow hat mich mit lächelndem Auge um Entschuldigung, nahm Kuthe und Messer und ging in einer Weise an die Arbeit, an welcher man sah, daß er Übung darin hatte. Seine Gattin ist eine sehr interessante, schöne, geistreiche Frau, die Heldin eines seiner größern Gedichte (?), die er darin in glänzender Weise gefeiert hat.“

Wer Kavanagh gelesen hat, wird durch die eben mitgetheilte Familienscene lebendig an das dort im zweiten Kapitel geschilderte Kind erinnert werden und abermals die Meisterschaft des Dichters in seiner Beobachtung gemüthlicher Lebensbilder anerkennen müssen. In welchem größern Gedichte er seine zweite Frau gefeiert habe, ist uns nicht ganz klar. Vermuthlich ist Frau Churchill gemeint.

Zur Vervollständigung seines äußeren Bildes mögen noch folgende Aeußerungen Kingston's in seinen Western Wanderings dienen: „Longfellow's Gespräch ist außerordentlich herzlich und lebendig, ohne den geringsten Anflug von Pedanterie und läßt sofort den Mann von ungewöhnlichem Geiste in ihm erkennen. Er ist mittlerer Größe und von gedrungenem Leibesgestalt; er hat

ein blitzendes Auge und eine volle, etwas überhängende Braue; sein Antlitz ist hübsch, seine Augen treten etwas nahe zusammen, seine Nase ist länglich und sein Mund drückt Festigkeit und Selbstvertrauen aus. Je länger ich mit ihm verkehrte, desto mehr gefiel er mir. Seine Manieren sind die eines Mannes von Welt, doch gepaart mit einer Gutmüthigkeit, die sehr gewinnend ist."

Longfellow ist jetzt einundsünfzig Jahre alt, und es lassen sich bei der sorgensfreien Muße, der er sich erfreut, die schönsten Früchte litterarischer Thätigkeit von ihm erwarten, wenn ihn nicht ein Augenleiden, das ihn vor Kurzem befiel, in seinen Studien hemmen wird.

Wir haben nun Longfellow als Lyriker, Epiker, Dramatiker wirken sehen. Vergessen wir nicht, daß er, wie Herr Churchill, Poet und Schulmeister in einer Person ist oder war. Schreibt er einen Roman oder ein Drama, so kommt es uns vor, als könne er nicht den Professor of modern languages ablegen, und als ob er auch in diesen Werken daran dächte, daß die Studenten in Cambridge von ihm lernen sollen. Schreibt er eine ethnographische Studie, so ziehen ihn Gemüth und Phantasie seitwärts und aufwärts, und er vermag das süße Joch der Dichteweibe nicht abzuschütteln.

Die Anzahl seiner lyrischen Gedichte ist gering. Einige derselben, durch die vor allen Dingen des Dichters Name bekannt geworden ist, bestehen nicht vor der Schärfe des zergliedernden Urtheils. Die Aufmerksamkeit hat sich am wenigsten auf die gelenkt, in denen er das Größte leistet, auf jene Genrebilder, jene Stillleben, die das flüchtige Bild einer lieblichen Naturscene festzuhalten suchen. Und diese leiden oft darunter, daß sie ihrer Natur entfremdet werden, indem sie mit dem Anspruch auf eine Tendenz auftreten.

Als Uebersetzer steht er unübertrefflich da, sowohl was wörtliche Uebersetzung als was geistvolle Nachahmung und halb schöpferische Nachbildung betrifft. Namentlich ist ihm in dieser Beziehung die deutsche Nation zum Danke verpflichtet.

Seine Dramen können nicht wie Dramen beurtheilt werden. Sie liefern Sittengemälde fremder Nationalitäten. Als solche betrachtet, gehören sie zu den musterhaftesten Arbeiten; sie sind mit einer überraschend sichern Kenntniß und mit einer glühenden Liebe der Sache geschrieben. Sie sind gewissermaßen, und dies ist zu betonen, da die Kritiken das Faktum mit Stillschweigen übergehen, ein Genre ethnographischer Poesie, das Longfellow geschaffen hat, und in dem er schwerlich Nachfolger finden wird. Sein Nachfolger müßte denn Tourist, Gelehrter, Dichter in einer Person, wie er, sein, und er müßte ferner, wie er, um die Mischung ganz verschiedener Stylgattungen, der didaktischen mit der dramatischen, unbekümmert sein, eine Mischung, für die das Publikum nicht sehr dankbar gewesen ist. Da auch seine prosaischen Werke *Outre-mer* und, was er einen Roman nennt, *Hyperion* nichts weiter sind, als solche ethnographischen Gemälde, so schließen sie sich seinen Dramen eng an und theilen die Vorzüge und Mängel derselben. In ersterem liegen Lyrik und Ethnographie, Poesie und Wissenschaft im Streite. Im zweiten macht sich dasselbe Mißverhältniß zwischen der Fabel und dem Gedankeninhalt kund, wie in *Preciosa* und im *Grafen von Hoheneck*. Beide zeichnen sich durch die vorurtheilslose Wärme in der Schilderung auswärtiger Sitten und die gelehrte Kenntniß ausländischer Litteratur aus.

Sobald er nun in Kavanagh den amerikanischen Boden betritt und, ungehindert vom Auslande, seinen Gedanken entwickeln kann, entfaltet sich die Eigenthümlichkeit seines Styls am vortheilhaftesten. Es ist aber, als könne er nun bereits die Gewohnheit nicht mehr abweisen, nicht Alles um eine Hauptfigur zu gruppieren, so daß die Darstellung nothwendigerweise den Mittelpunkt verliert.

In der Gattung, die heute am wenigsten volksthümlich ist, hat er das Bedeutendste geleistet. Als Epiker wird er wohl noch lange der jungen Litteratur des englischen Amerika ein weit voranstehendes Muster bleiben.

Man kann es nicht leugnen, daß, wenn alle Ausstellungen, die hier gemacht worden, wirklich begründet sind, der in manchen Seiten seines Wirkens nicht genug beachtete Longfellow andrerseits vielfach überschätzt worden ist. Und doch hören wir in Deutschland so gern von ihm. Die geringe

fügigste Notiz über ihn, beziehe sie sich auf das Haus, das er bewohnt, oder auf seinen dermaligen körperlichen Zustand, macht schnelle Kunde durch alle periodischen Blätter unseres Vaterlandes. Man schreibt über ihn Abhandlungen, Feuilletonartikel, selbst — Schulprogramme. Wir haben ihn uns durch Uebersetzungen, an denen sich Meister der Kunst betheiligte haben, fast ganz zugeeignet, eine Ehre, die wir einem fremden Dichter selten in diesem Umfange angedeihen lassen. Woher diese Vorliebe? Vielleicht ist Folgendes eine Antwort.

Sein unsterbliches Verdienst liegt gerade in den Werken, von denen eine strenge Kritik sich abwenden muß. Ich meine diejenigen, in denen er die Amerikaner auf den Reichthum der poetischen Anschauungen der Völker jenseits des Oceans aufmerksam macht, und in denen er, in grellem Widerstreite gegen die bekannte Yankeebeise: „We want no past“, sich darzulegen bemüht, daß die moderne Bildung nicht wie hergewehter Seetang auf der Oberfläche schwimmen darf, sondern daß sie ihre Nahrung aus den kräftigen Wurzeln der geschichtlichen Vergangenheit der Culturvölker zu schöpfen hat. Indem er seinen Landsleuten zu sagen wagt, daß ein Reichthum an Erinnerungen zu den schönsten Reichthümern eines Volkes zählt, und daß ein gediegenes Epigonthum nur aus litterargeschichtlichen, ersten Studien emporblühen kann, erweckt er unsere Sympathie, und wir dürfen ihn zu den Unsrigen hier und in allen den edlen Zügen rechnen, durch welche die europäische Weltanschauung über der amerikanischen steht; wir zählen zu diesen Zügen namentlich die Stellung, die er zur Sklavenfrage einnimmt. So zeigt er, daß er denkt, wie man in Europa denkt. Dann erscheint sein, nur den Gestalten der Phantasie und dem Reiche der Sprache und des Gedankens zugewendeter Sinn oft wie ein Protest gegen die nur auf die Praxis des Augenblicks sich richtende Thätigkeit seiner Landsleute, denen er darthut, daß auch außerhalb der Sphäre, in der sie sich mit Vorliebe bewegen, Gebiete liegen, deren Durchforschung und Aneignung die ganze, volle Lebensthätigkeit eines wackern Mannes in Anspruch nehmen, und deren Kenntniß zur Befruchtung des eigenen, doch immer noch dürrten Bodens einheimischer Poesie nicht entbehrt werden kann. In diesen Boden hat er kostbare Samen eingelegt, die er sorgfältig in Europa aufhob; so zeigt er, daß er Europa liebt. Er denkt wie wir, und er hat uns lieb. In diesen Worten löset sich das Geheimniß jeder Freundschaft und auch der unsrigen für ihn.

Die Rolle, die er, wenn wir die oben angezogene Stelle des Hyperion richtig interpretiren, sich auf der Bühne des Lebens zu spielen vorgesetzt hatte, ein „Erzieher seines Volkes“ zu sein, hat er gerade deswegen glücklich zu Ende geführt, weil er, was ihm das moderne Knownothingthum als unverzeihlichen Irrthum anrechnen müßte, der europäischste unter den amerikanischen Schriftstellern ist, und so scheiden wir von der Betrachtung seines Wirkens mit jenem Gefühl der Befriedigung, welches das Schauspiel einer erfolgreich gelösten Lebensaufgabe stets in uns erwecken muß.

G. Büchmann.